

Es gilt das gesprochene Wort!
Sperrfrist: Dienstag, 18. Januar 2022, 16:30 Uhr

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck

**Predigt im Pontifikalamt zum Jahresempfang des Katholischen Büros NRW –
Dienstag der 2. Woche im Jk – Dienstag, 18. Januar 2022, 16:30 Uhr –
Kirche St. Maximilian, Düsseldorf**

Texte: 1 Sam 16,1-13;

Mk 2,23-28.

Liebe Mitbrüder im geistlichen Amt,
liebe Schwestern und Brüder,
liebe Gemeinde!

I.

Das Gefühl der Unsicherheit, das viele Menschen mit sich tragen und auch deutlich zum Ausdruck bringen, beschäftigt mich seit Zeiten. Auf vielen Ebenen begegne ich unsicher gewordenen Menschen, die ratlos und nachdenklich sind, zugleich aber auch solchen, die mitten in diesen Auseinandersetzungen scheinbar sichere Antworten gefunden zu haben meinen und so unbeweglich für jede Form von Dialog und Auseinandersetzung geworden sind. Und es gibt auch jene nicht zu kleine Gruppe von Menschen, die so unsicher ist, dass sie gar keine Meinung mehr hat und sich vorkommt, als würde sie von den Wellen der Gezeiten unserer Tage hin und her geworfen werden und überhaupt keinen sicheren Stand mehr finden.

Solche Zeiten von Unsicherheit sind gefährlich, denn manche Menschen versprechen gerade in solchen Situationen scheinbare Sicherheiten oder einfache Lösungen, um ihre eigenen Interessen durchzusetzen. Zeiten der Unsicherheit sind aber auch Gelegenheiten, sich auf Neues einzulassen und die Chance des Anfangs zu nutzen, auf Ungewohntes zu setzen und sich auf verschiedene Bewährungsproben des Lebens einzulassen. An der viel diskutierten Frage nach den Impfungen angesichts der Bewältigung der Corona-Pandemie und der Covid-19 Erkrankungen können wir

diese Sichtweisen in aller Breite, Höhe und Tiefe studieren.

Unsicherheiten werden auch in vielfacher Weise in den gegenwärtigen sozialökologischen Wandlungsprozessen sichtbar, die auf Dauer tief in den Alltag vieler Menschen eingreifen. Zur Debatte steht bei vielen gar nicht die Einsicht, dass es derzeit eine sozialverträgliche und ökologisch verantwortete Politik braucht. Dahinter stehen vielmehr die Fragen der Ökonomie und der Sicherheit im Alltag, aber auch der nach Veränderungen von Gewohnheiten und den Prozessen der Adaption an neue Wirklichkeiten, die bis in die einzelnen Verästelungen des Alltags viele Menschen sehr besorgen. Nicht umsonst ist die Flutkatastrophe von Mitte Juli 2021 mit ihren schlimmen Folgen auch ein Menetekel an die Wand des Klimawandels, der uns u. a. auch zu dieser sozialökologischen Wandlung aufruft.

Schließlich wächst das Potenzial der Unsicherheiten auch im kirchlichen Leben. Das gehört zu Deutschland und Europa in den unglaublichen Wandlungsprozessen, die durch die Modernisierungsprozesse des alltäglichen Lebens in allen Bezügen ausgelöst worden sind und viele Menschen unsicher machen, weil sie sich fragen, wie sie mit den Traditionen der Kirche und den Gewohnheiten eines Lebens mit Gott umgehen sollen. Dies gilt erst recht für die Folgen des Missbrauchsskandals, der allzu deutlich macht, was über viele Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg unsere Kirche u.a. unheilvoll geprägt hat und nun zu einer neuen transparenten Ehrlichkeit auffordert. Gleiches gilt schließlich auch für die Frage des Umgangs mit den Finanzmitteln und den Geldern der Kirche. Es ist nicht zu leugnen, dass diese Facetten, die nicht nur in unserer lokalen Kirche, sondern weltweit geschehen sind und weiterhin geschehen, nach grundsätzlichen Veränderungen verlangen. Es geht dabei um Fragen nach der Macht, nach der Beziehung und Güte von Partnerschaft, nach der Frage der Geschlechtergerechtigkeit, aber auch um die Frage nach den Berufungen in der Kirche, die für ein lebendiges Christsein wesentlich sind. Es geht um einen glaubwürdigen priesterlichen Dienst wie um die Verwirklichung der Charismen in der Vielschichtigkeit des alltäglichen kirchlichen Lebens, weil deutlich wird, dass bewährte Gestalt- und Ausdrucksformen von Glaube und Kirche keine Nachhaltigkeit mehr erzeugen. Entsprechend ist die Unsicherheit in dieser Vielschichtigkeit das Ergebnis von Verlusten, die nicht mehr einfach kompensiert oder gar vollwertig ersetzt werden können, aber auch von Unbekanntem, das noch gedeutet werden muss. Unsicherheit in der Kirche ist oft das Ergebnis von solchen Veränderungen, die Neues und Unvertrautes provozieren und aufschließen.

II.

Diese Formen der Unsicherheit, die sich auch in den gesellschaftlichen und politischen, wie in den militärischen und kulturellen Bezügen Deutschlands und Europas abzeichnen, sind ebenso aber auch der Ausdruck einer Suche nach einem neuen Profil. Deutlich wird, dass seriöse Sicherheiten nicht durch Ideologien geliefert werden, vor allem nicht durch jene, die Sicherheit auf Kosten anderer versprechen, sondern eher eine paradoxe Lage provozieren. Denn, wie Unsicherheit ein Ausdruck von Schwäche und auch von Verlorenheit ist, so kann Unsicherheit auch eine Einladung sein, in dieser Schwäche und Verlorenheit eine neue und wahre Stärke zu erkennen, nämlich jene Stärke, sich neu zu orientieren, neu auf die Welt einzulassen, und sich neu mit dem Glauben auf den Weg zu machen, den vernunftbegabte Menschen im Vertrauen auf Gott und viele, die mitgehen, üben. So wie in allen wertgebundenen Systemen und Vorstellungen, sehen wir dies in der Kirche exemplarisch am besten an der neuen Suche nach Sicherheiten in einer hochkomplexen digitalen wie globalen Welt. Dabei Menschen der Vernunft, als der anderen Seite des Glaubens, zu bleiben, die in unsicheren Zeiten den Blick für die Weite und das Segensreiche der Wissenschaften behalten, ist eine wichtige Aufgabe. Gerade weil nicht wenige Menschen heute der Versuchung erliegen, vorschnell und gegen jede Vernunft auf die trügerische Sicherheit „vermeintlich eindeutiger Wahrheiten“ zu vertrauen, die häufig keinen Kompromiss und keinen Dialog mehr zulassen, ist dies eine wichtige Aufgabe.

Mit dem Beginn dieses Jahres 2022 konnten wir auf den ersten Jahrestag des 6. Januar 2021 in Washington mit der Erstürmung des Kapitols, kurz vor der Amtseinssetzung des neuen amerikanischen Präsidenten Joe Biden, zurückblicken. Dieses Ereignis ist ein Menetekel für diese Form der Unsicherheit, die wohl als Schwäche wahrgenommen wird, die aber niemand aushalten will, sondern bloß schnell zu überwinden meint, indem neue Sicherheiten suggeriert werden. Diese aber reißen eher Menschen in den Abgrund, als dass sie festen Boden unter den Füßen gewinnen könnten.

Kurz und schlicht gesagt: In diesen unsicheren Zeiten erfahren wir uns als verletzlich, begrenzt und sehr endlich. So wie ein kleines unsichtbares Virus von heute auf morgen alles im globalen Maßstab auf den Kopf stellt und neue Gerechtigkeits- und Solidaritätsfragen aufwirft, so wird auch deutlich, dass viele Menschen, im Innersten davon berührt, merken, dass ohne Verzicht

und persönliche Verluste diese Krisen von Unsicherheiten nicht zu bewältigen sein werden.

III.

So frage ich mich: Was brauchen wir angesichts einer solchen Lage am dringendsten, da wir an die Grenzen des Gewohnten stoßen? Wir müssen lernen, unsere Ohnmacht zuzulassen, einander unsere Ängste und Sorgen zuzugestehen und zu erkennen, dass keiner allein aus sich heraus mehr stark ist. Dazu braucht es eine Fähigkeit zum Dialog und zu einer konstruktiven Konfliktkultur, geboren aus der Einsicht, dass in schweren Krisen und Verunsicherungen keine einfachen Lösungen vorhanden sind und wir nur im Miteinander fähig werden, eine Lage zu bewältigen, die jeden persönlich und einzeln überfordert. Eine konstruktive Konfliktkultur muss fähig sein, einen Wechsel von Perspektiven vorzunehmen, unterschiedliche Sichtweisen zuzulassen, einander verstehen und voneinander lernen zu wollen und so Wege zu finden, die von allen gegangen oder zumindest mitgetragen werden können. Die Tugend, den Kompromiss wertzuschätzen und nicht bloß kleinzureden, ist eine große Herausforderung. Genau deswegen ist es mir auch ein Anliegen, in dieser Situation den zunehmenden Polarisierungen und oft unversöhnlich gegenüberstehenden Meinungen entgegenzutreten, indem die dahinterliegenden Ängste offen benannt werden und besonnen miteinander Ausschau nach neuen Wegen gehalten wird. Es braucht eben jede Krise den geduldigen Dialog, der gegenseitiges Verstehen ermöglicht, damit dieses in eine neue Welt hineinführt. Gegenseitiges Misstrauen zu überwinden, das sonst zerstörerische Kraft hat vor allem durch Unterstellungen und Pauschalierungen, Unsachlichkeiten und Schuldzuweisungen, die niemandem helfen und nichts besser machen, aber Konflikte verschärfen und ein friedliches Miteinander verunmöglichen, rufen nach der Kraft der Verständigung. Immer dann, wenn die Kräfte in der Gesellschaft wachsendes Misstrauen säen und auch unseren gemeinsamen demokratischen und rechtsstaatlichen Institutionen nicht mehr vertrauen, lassen die Frage zu, wie wir denn noch zusammenleben wollen, wenn wir einander nicht mehr vertrauen und selbst in grundlegenden Fragen keine Verständigung mehr finden.

IV.

Eine solche Krisensituation zeigt sich im Missbrauchsskandal, der zu einer existenziellen Krise unserer Kirche geführt hat. Ich habe vor Zeiten bewusst den Missbrauchsskandal unserer Zeit mit dem Ablassskandal vor der Reformation verglichen. Auch damals wie heute war und ist deutlich, dass es bei diesem Skandal nicht einfach nur ursächlich um ihn selbst geht, sondern die Gründe

tiefer liegen. Mit der Herausforderung, sie zu bewältigen, ist auf eine neue Weise die Weite des Evangeliums zu entdecken und zugleich mutig und veränderungsbereit unsere Kirche zu gestalten, ohne dabei ihrem Ursprung untreu zu werden, wie oftmals fälschlicherweise behauptet wird. Abscheuliche Taten sexueller Gewalt und geistlichen Missbrauchs, aber auch viele andere Leiderfahrungen, fordern heute zu einer neuen Ehrlichkeit, Bescheidenheit und Anerkennung von Schwäche. Alles schreckliche Unheil, welcher Art weltweit auch immer, verlangt grundsätzliche Veränderungen. Darum findet sich auch die Kirche in der Lage einer solchen Unsicherheit, die sie mit allen anderen gesellschaftlichen Kräften auf je eigene Art teilt. Auf den Unmut so vieler Gläubiger, die sich in diesen Jahren, entsetzt, enttäuscht und mutlos geworden, von der Kirche abwenden, mit Abwehrreflexen zu reagieren oder gar denjenigen, die sich nach Veränderung sehnen, böse oder unredliche Absichten zu unterstellen, hilft gar nicht. Hier zeigen sich eher die Ängste vor Veränderungen, die zugleich auch einen Schmerz über so manche Bewegungslosigkeit und Arroganz in sich birgt. Die Krise der Kirche offenbart wie in einem Brennglas, dass wir uns im 21. Jahrhundert vor einer unglaublichen großen Bewährungsprobe im Glauben und kirchlichen Leben befinden, die zugleich Anteil nimmt an den unglaublichen Veränderungsprozessen der Kultur und des gesamten Lebens. Weil die Lehre und die Überzeugungen in unserer Kirche in ihrer langen Geschichte, verwurzelt in der Heiligen Schrift, der Tradition wie im Amt, im Heute gelebt werden müssen und zugleich als Offenbarung Gottes mit ihr in unverbrüchlicher Verbindung stehen, sind wir dauerhaft herausgefordert. Was für die Kirche weltweit gilt, gilt auch für die Kirche vor Ort. Wir erleben, dass sich eine alte Form gemeinsamen Lebens in ganz Vielem auflöst. Sich deswegen die alten Strukturen wieder herbei zu wünschen, ist keine Lösung. Sie sind nicht wieder herstellbar! Was aufgegebenen Kirchen im Symbol traurig zum Ausdruck bringen, aber auch die kontinuierlich sinkenden Zahlen von Priestern und aller anderen pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zeigen, wie eben die wenigen Berufungen zum priesterlichen und anderen Diensten und Ämtern in der Kirche, sind dafür ein alarmierendes Zeichen. Die Kirche in ihrer sakramentalen Gestalt ist bereits jetzt regelrecht bedroht.

V.

Und so manches Mal denke ich, dass das analog für viele Strukturen des Lebens aller öffentlichen Art gilt. Können wir in einer solchen Schwäche überhaupt noch Stärken erkennen und von ihnen sprechen? Ich bin mir sicher, dass es keine Stärke sein wird, sich nach einer

Kirche der Vergangenheit zurückzusehen, auch nicht nach vergangenen Ordnungsprinzipien und Begründungslogiken von Wertvorstellungen. Stark ist es, einen herausforderungsvollen Weg zu gehen, der uns demütig macht. Wer nämlich erkennt, dass die Krise, die wir durchleben, im Blick auf uns als Kirche nicht nur eine Kirchenkrise, sondern eine Krise der Religion in der heutigen Zeit ist, der wird erkennen, dass sich nicht nur die religiöse Bedürftigkeit vieler Menschen derartig verändert hat, dass sich unsere bisherigen spirituellen, theologischen, liturgischen und anderen seelsorglichen Angebote als ungenügend erweisen und die meisten Menschen von heute überhaupt nicht mehr erreichen. Vieles im Raum unserer Kirche trocknet aus oder ist bereits ausgetrocknet. Doch stimmt mich dabei hoffnungsfroh und zugleich sehr nachdenklich, dass die Ströme der spirituellen Suche vieler Menschen an Kraft gewinnen – oft allerdings außerhalb unserer Kirche. So durchleben wir also eine Krise, die von uns sowohl spirituelle, als auch strukturelle Entscheidungen abverlangt, die zu einem echten Neuwerden unserer Kirche führen werden. Und gilt dies nicht auch im analogen Sinne für alle anderen Strukturen des gegenwärtigen Lebens ähnlich? Wenn es uns gelänge, als Kirche im Verbund mit vielen Christen im ökumenischen Geist eine Vorbildfunktion darin wahrzunehmen, diese Unsicherheit erzeugende Krise als eine Chance zu begreifen, um gegenwärtig eine konstruktive Konfliktkultur einzuüben, was wäre das für ein segensreiches Zeichen!

Als Christen leben wir nämlich von jenem Gott, der uns die Verheißung gegeben hat, ein „Gott mit uns“, ein „Immanuel“, zu sein, der alle Wege mitgeht. Sich an diesen Gott zu halten, kann helfen, dass die Angst vielleicht kleiner wird, aber auch der Mut größer, miteinander etwas Neues zu wagen. So schmerzhaft die Abbrüche und Verluste auch sein mögen, Gottes Verheißung bleibt doch bestehen. Darum gibt es keinen Grund, in Resignation zu versinken, sondern eher den Aufruf zu Mut und Kreativität positiv anzunehmen, Neues zu suchen und auszuprobieren, oft über den Raum unserer Kirchen in ökumenischer und interreligiöser Verbundenheit hinaus.

Ich bin der festen Überzeugung, dass unsere Welt jenes Vertrauen braucht, dass es eine größere Kraft gibt, die uns hält, trägt, Begleitung und Orientierung gibt, die uns menschlicher und solidarischer miteinander leben lässt, als viele denken. Als Christen bezeugen wir, dass alle Menschen aus einer persönlichen Gottesbeziehung leben können, die inspiriert und trägt. Wir selbst erhalten konkrete Orientierung dabei an Jesus Christus, in dem Gott als echter Mensch unter uns gelebt hat und in seinem Geist bei uns bleibt. Es geht also um eine neue geistliche

Tiefe, aber auch um eine intellektuelle wie auch lebenspraktische Auseinandersetzung und Suche nach neuen Wegen, um heute dem Wohl und der Würde aller Menschen zu dienen und immer mehr entdecken zu können, wie das aussehen kann, was trägt, gerade angesichts der Verlorenheit vieler Menschen im Alltag und der Verlorenen unter den Armen, Leidenden und von Krieg, Terror und Hunger wie von Seuchen geplagten Menschen. Es ist der Psalm 18, der uns mit dem Wort „Du, Herr, führst mich hinaus ins Weite“ als eine Kraftquelle erscheint, die uns den Weg weisen kann.

VI.

So auf Gott zu schauen, kann uns Christen die Kraft geben, eine Kultur unter uns wachsen zu lassen in allen relevanten Lebensbereichen, in der wir Konflikte konstruktiv leben und austragen können. Niemand von uns weiß die ganze Wahrheit, kennt alle Lösungen und richtigen Wege angesichts der vielen Krisen. Wir dürfen aber im Glauben auf Gottes Unterstützung rechnen und uns deswegen in dieser unserer gegenwärtigen Schwachheit und Unsicherheit auf jene Stärken beziehen, die aus Gottes Geist kommen und helfen, das Heilvolle in den Perspektiven und Auffassungen anderer im Ringen um Positionen, im Wechsel der Perspektive, im gemeinsamen Lernen zu entdecken. Unser Gott ist ein Gott des Weges – und nicht die Stillstands! Seine Wege führen niemals zurück, sondern immer nach vorn. Der Weg des Volkes Gottes, also der Menschen durch die Geschichte, ist und bleibt stets ein Weg des Wandels und des Aufbruchs, des Loslassens und des Abschiednehmens, also immer ein Weg des Neubeginns.

So können wir heute neu Geschichte schreiben, wenn wir mit einer klaren und optimistischen Zukunftsperspektive Wege nach vorne gehen, uns den Konflikten und den Unsicherheiten stellen und uns von normativ bestimmten Orientierungen leiten lassen. Eben wenn es um der Verantwortung, der Gerechtigkeit und der Menschen in den Schatten- und Grauzonen des Lebens willen notwendig ist, sich eben in aller Demut und Einfachheit wieder neu auf das Leben einzulassen, braucht es Zeichen, gerade auch in der gesellschaftlichen Verantwortung mit sozialetischen Perspektiven, um dort Kraft zu gewinnen, wo wir uns vor den notwendigen Auseinandersetzungen mit den diversen Despoten und Ideologen dieser Welt nicht scheuen, mit den Verschwörungstheoretikern und denen, die der Vernunft abschwören und gefährlichen Illusionen als Heilsversprechen vertrauen, in die Auseinandersetzung gehen, um nüchtern das Wohl aller Menschen im Blick zu behalten und zu wissen, dass Gerechtigkeit und Solidarität mit

dem Gemeinwohl unlösbar zu tun haben.

Als Katholischer Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr weiß ich sehr wohl, dass in einer sicherheitspolitisch hochkomplexen Welt, die von vielen Gefahrenpotenzialen umgeben und durchdrungen ist, immer wieder jene nötig sind, für die der Frieden ein Werk der Gerechtigkeit ist und die sich deswegen dafür einsetzen, weil Gerechtigkeit Orientierung für ein gutes Leben aller geben kann. Dahinter steht die Einsicht, dass wir in aller Komplexität mehr und mehr Weltbürger werden müssen, d.h. Menschen, die bei aller Bedeutsamkeit der kleinen Lebenswelt in der großen einen Welt leben und hier Verantwortung übernehmen. Gerade für diesen Weg braucht es eine Kraft, die für das Gute im Menschen einsteht und in der Gesellschaft Orientierung gibt.

Wir Christen finden diese Orientierung an der Botschaft Jesu Christi und an seinem Evangelium. Diese Orientierung gibt Kraft, fordert heraus und öffnet Türen. Sie macht uns zu Mitpilgern mit den Sterndeutern, die in den Nächten und Orientierungslosigkeiten der Finsternisse ihrer Welt in der Krippe den mächtigen Gott als schwaches Kind finden. Aus der Verbundenheit mit jener Schwäche kann eine neue Stärke erwachsen, die aber dennoch demütig bleibt. Sich hieran zu orientieren, führt um des Guten und des Wahren im Leben und in der Welt willen hinaus in die Weite. Amen.